



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Laiengedanken über Humanismus und humanistische Schule

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Saiengedanken über Humanismus und humanistische Schule



Es ist eigentümlich, daß ein Schlag, der die humanistische Sache getroffen hat und ihr vollends den Garaus zu machen drohte, dazu dienen muß, daß der hinsiechende Humanismus wieder neue Kraft und neuen Mut schöpfen darf, wieder hoffnungsvoll das Haupt erheben kann. Das darf man sich nicht verbergen, daß er auf dem Wege war, immer elendere Knechtsgestalt anzunehmen. Je mehr er sich verleiten ließ, sich in den Dienst des nackten Nützlichkeitsprinzips zu stellen, desto mehr versagte ihm die Kraft, die Leuchte zu sein, die alles durchstrahlen, alles durchwärmen sollte. Sein Licht wurde klein. Die sogenannten realen Mächte, d. h. die auf materiellen Erwerb und materielle Genüsse gerichtete Arbeit, wuchsen zu solchem Umfange heran und drängten sich dergestalt in den Vordergrund, daß sie es wagen durften, zu verlangen, daß alles Ideale als alter Plunder beiseite geworfen würde. Wer nicht direkt auf Macht und Besitz, Ausnutzung der Naturkräfte zu diesen Zwecken, Steigerung des materiellen Wohlbefindens des Einzelnen und der Nation, auf die Bewältigung der nächsten Zwecke des Staats zur Regelung des immer mächtiger anwachsenden Wirtschaftslebens und der sozialen Erscheinungen, die es im Gefolge hatte, wer nicht direkt auf diese äußern Dinge hinarbeitete, der wurde über die Schulter angesehen und belächelt. Was wollte er noch in dieser modernen Welt, in der die Kämpfe um reale Dinge die Anspannung aller Kräfte verlangten? Freilich sind die Ergebnisse und Errungenschaften der realen Arbeit, Forschung und Unternehmung von ungeheurem Nutzen und Wert für das Leben des Volks und die Entwicklung der Nation, kein Mensch wird es in Abrede stellen, und sicher befähigt die Beschäftigung mit Homer nicht zur Lösung der Frage, ob Kanalisation oder Abfuhr. Aber dennoch, woher hat das deutsche Volk die Kraft genommen zu dem materiellen Aufschwung, dessen es sich freut, und zu den Siegen auf dem Schlachtfeld und auf dem Gebiet der Industrie und der Technik, die es über andre errungen hat und erringt? Dem berühmten Volksschulmeister soll sein Anteil nicht geschnälert werden, aber er hätte das nicht wirklich geleistet, was er geleistet hat, wenn er nicht der äußerste Strahlenkranz einer mächtigen Glut und Leben spendenden Sonne gewesen wäre, der humanistischen, an idealer Lebensanschauung gesättigten Wissenschaft, die ihre Pflegstätten in den Universitäten und Gymnasien hatte. Ihr verdanken wir alles.

Hundertmal haben es einsichtige Leute mit warnender Stimme hervor- gehoben: Unsere realen und materiellen Erfolge beruhen allein auf der Kraft, die aus dem humanistischen Boden unserer Lebensanschauungen emporgewachsen ist. Unterbindet diese Quelle der Kraft, und ihr werdet im Materialismus untergehn.

Was sehen wir denn jetzt schon um uns, wo doch die realistische Er- ziehung erst beginnt, sich gänzlich von der humanistischen zu lösen und eigne Wege zu gehn? Einen glänzenden Aufschwung des materiellen Lebens. Und seine Rehrseite? Wo der Idealismus zurückweicht, dem der materielle Fort- schritt nicht das Höchste ist, beginnende Fäulnis. Geist und Stoff müssen sich das Gleichgewicht halten, wo gesundes Leben sein soll. Überwiegt das eine, muß das andre erkranken. Verfrachtet sich das geistige Leben in die Spintifizier- stube der „Ideologen,“ so verliert es seine zeugende Kraft und Begeisterungs- fähigkeit, der entgeistigte Volkskörper aber wird fremder Kraft keinen Widerstand entgegensetzen können und zerfallen. Sagt ein sich vollblütig dünkender Körper den geistigen Zwang des Idealen als störendes Hemmnis seiner Kraft- bethätigung zum Teufel, wird ihn langsam aber sicher ein Zerstörungsprozeß ergreifen, dessen sich zu erwehren der dicke Banst keine Kraft hat. Was sind denn die unsere hochherrliche Zeit der realen Kräfteentfaltung begleitenden Er- scheinungen im geistigen Leben? Eine sittliche Verrohung, ein Sinken des Geschmacks, die der schönen Litteratur wie den bildenden Künsten ihren häß- lichen Stempel aufdrücken. Das weiß jeder Einsichtige, es braucht nicht im einzelnen gezeigt werden. Aber auch auf andern Gebieten zeigen sich Krank- heitserscheinungen. Die Künste sind die zartesten Zweige am Baume des Lebens; sie zeigen am ersten die Wirkungen der Säfte, die seine Wurzeln saugen. Ist das Grundwasser eine faule Philosophie, eine falsche Lebensauf- fassung, so werden sie zuerst unnatürliche Wucherungen aufweisen, in denen sich das Wachstum erschöpft. Das nüchterne Alltagswerkeln der praktischen wissenschaftlichen Berufe zeigt nicht so bald und so deutlich die Spuren der krankhaften Wucherung, die auch sie ergreifen muß, wenn der Boden faulig wird. Das Lied vom braven Manne ist so lange gesungen worden, die Pflicht- treue des deutschen Beamten ist eine solche Selbstverständlichkeit, der deutsche Michel ist überhaupt eine so gesunde Natur, daß es gar nicht möglich scheint, daß da etwas anders werden könnte. Sind wir dessen so ganz sicher? All- mählich, allmählich sind die materialistischen Anschauungen in die Adern des Volks eingedrungen, an den Krankheitsercheinungen können wir das Erlahmen der Widerstandskraft in dem gesunden Holz unsers Volkstums erkennen. Frauenfrage und Sozialdemokratie sind solche Erscheinungen, und je be- rechtigter diese Bewegungen erscheinen, je mehr sie wie ein Fieber die Massen ergreifen, desto sicherer ist der Schluß auf pathologische Ursachen. Daß die führenden Schichten vielfach nicht mehr den Saft und die Kraft haben, die ihre Väter befähigte, Großes zu schaffen, ist jedem klar, der offenen Auges um sich sieht. Der alte Idealismus mit seinen bescheidenen Anforderungen an

das materielle Leben wird als eine Albernheit verachtet. Geld, Bequemlichkeit, Genuß, das sind greifbare und sichtbare Dinge, die sich der praktische Mann verschafft, wie er kann. Die Lohnfrage ist in den obern Ständen fast noch mehr die Hauptsache als beim niedern Volk. Denn je höher man steht oder kommt, desto empfindlicher wird man für die Verfeinerung der äußern Lebensverhältnisse und Genüsse. Zufrieden sein in bescheidenen Grenzen, zufrieden sein in stiller geistiger Arbeit, wem fällt das noch ein? Ein hastiges Vorwärtstreben auf allen Lebensgebieten, ein liebloses Sichvordrängen, Unruhe und Übergeschäftigkeit, um etwas von dem Glanz und der Satttheit der vom Glück am meisten Begünstigten zu erhaschen, ohne Überlegung, ob dieser Glanz nicht auch Elend umhüllt und ein falscher Schein ist, und ob die Satttheit nicht mit geistiger Leere erkaufte ist; und auf der andern Seite ein verdrossenes und hoffnungsloses Fortwerkeln, das nur an das denkt, was ihm unerreichbar bleibt, und das nicht mehr imstande ist, sich im Idealen einen Ersatz zu schaffen für das Materielle, das ihm versagt ist. Es ist eine trostlose Sache, dieses Aufgehn im Materialismus, und dieser dumpfe Zustand des Entsagens und des Versinkens in ebenso materiellen Stumpf sinn. Es ist ja ganz unmöglich, daß sich alle Menschen auf dieselbe Stufe materiellen Wohlbefindens schwingen; ist es aber nötig, daß ihnen allen deshalb die Freude am Leben zerstört wird? Sind der Neid und die Mißgunst, mit denen ein Stand auf den andern, ein Mensch auf den andern sieht, nicht Zeichen eines Krebsleidens am geistigen Leben unsers Volks?

Die Wurzel aller Übel liegt so klar zu Tage! Überall ist es die Überschätzung der materiellen Seiten des Lebens, die einseitig verfolgt eine Blutleere hinter sich lassen müssen. Es ist die Verleugnung der Bedürfnisse der Seele. Wo diese verkümmert, kann der Leib nicht gesund bleiben. Wo man sich aber von den idealen Gütern abwendet, nimmt man der Seele den Boden, aus dem sie ihr Leben saugt, und die Kraft, geistiges Leben zu gebären, gesundes, fest sich zusammenhaltendes Leben. Das geistige Gesicht des Volks wird zur Frage, die Philosophie zum Wahnsinn; Bucherung, grenzenloser geistiger Hochmut, der sich über alle natürlichen Grenzen und Fesseln hinwegsetzen zu dürfen glaubt bis zum Übermenschentum auf der einen, Verdorren, Verkümmern und Verflachen auf der andern Seite. Haben wir das nicht erlebt, wissen wir nicht genau den Zeitpunkt, wo bei uns Naturwissenschaft und Freigeisterei sich verbanden und begannen das Haupt zu erheben? Haben wir nicht erlebt, daß sie alle Widerstände brachen, das Althergebrachte über den Haufen warfen, an Kirchen- und Beamtenhierarchie als vertrockneten Mummelgreifen verächtlich vorbeimarschierend dem vom Milliardenfegen berauschten Volke siegreich die Fahnen vorantrugen? Und haben wir es verstanden, diesem Triumph des Materialismus entgegenzutreten, uns aus diesem Verfall emporzureißen? Wir sind noch viel zu befangen in dem Zauber, den der große wirtschaftliche Aufschwung um sich gewoben hat. Der Mensch fühlt sich noch viel zu sehr im Bewußtsein der Macht, die ihm die Siege über die Naturkräfte verliehen haben. Das

Naturerkennen hat eine viel zu große Überschätzung der Realitäten erzeugt, und sie hat es endlich bis zur Leugnung alles Geistigen gebracht. Naturwissenschaft ist Trumpf bis zum heutigen Tage; wer eine andre Welt hinter der Materie sucht, der ist ein Narr.

Ja, diesen Weg zum Banausentum sind wir gegangen. Es ist fast banal, das zu konstatieren, denn es ist hundertmal warnend darauf hingewiesen worden. Aber der Zustand ist da. Er ist gekommen wie der Dieb in der Nacht trotz aller gesalbten Wächter, die das Heiligtum unsrer Volksseele umstanden, der Wissenschaft, der Kirche und des Staats, und droht uns das Beste zu rauben, eben unsre Seele selbst. Ist es da würdig, daß man die Hände in den Schoß legt und müde sagt: Es ist nun einmal so? Ist es nicht Pflicht, sich dagegen aufzubauen und mit aller Kraft dafür zu kämpfen, daß es wieder anders werde?

Wie ein tötender Brei hat sich das Banausentum über alles gedeckt. Das Leben zirkuliert in immer engeren Kreisen, und das Philistertum ist froh, wenn ein enger Schematismus ihm die nächsten Wege weist und es des eignen Denkens und Wollens überhebt. Es ist wohl überflüssig, das mit Beispielen zu belegen. Es zeigt sich in den freien Berufen, wo Manier und Mode das schaffende Leben ersticken, es zeigt sich in der subalternen Arbeit der Stände, die durch ihre akademische Abkunft die höchste Weihe empfangen haben — die höchste Weihe! Sie haben an trocknen Brüsten gesogen.

Für gewisse Dinge braucht man ja nur subalterne Beamte, und von denen kann man schließlich nicht mehr verlangen als subalternen Geist und subalterne Gesinnung. Auch der Betrieb mancher Ämter, die noch von akademisch Gebildeten versehen werden, verlangt nicht viel mehr. Das wird dann ein Sinken in das Banausentum fast notwendig zur Folge haben. Komisch ist es aber, daß der Staat heutzutage auf der einen Seite für subalterne Beschäftigung akademische Bildung verlangt, auf der andern — und hier sind es vor allem die Städte — mit subalternen — seminaristischer — Bildung für Ämter zufrieden ist, die unbedingt akademische Bildung fordern. Z. B. bei der Schulverwaltung und für die Erziehung der Töchter und der zukünftigen Lehrerinnen.

Auf dem wirklich akademischen Gebiet giebt es ja parallele Erscheinungen. In manchen Fächern werden für die Erlangung des Dokortitels Bedingungen gestellt, die den Aspiranten das Blut aus der Haut treiben; die besten Jahre, oft eine ganze Reihe Jahre, müssen mit nutzlosen, in keinem Verhältnis zum wissenschaftlichen Gewinn stehenden Arbeiten vergeudet werden zur Erreichung dieses schönen Ornaments. In andern Fächern backt man Doktoren aus subaltern vorgebildetem Material, soviel es werden wollen. Wieviel Sorten „Doktor“ hat man denn jetzt? Und was schwingt sich auf die höchsten Lehrstühle selbst? Selbstverständlich die höchste Wissenschaftlichkeit, aber bei der strengen Abschließung der Universitäten mit ihrer schulbildenden Eliquentherrschaft und ihrem Konnexionsbetrieb gelangt auch manches Verlegenheitsgewächs dahin, und dank der zweckmäßigen Einrichtung der Privatdozenten in ach

wie vielen Fällen auch die Dauerhaftigkeit des Sitzfleisches! Es ist bitter, den Begriff des Banausentums mit den höchsten akademischen Würden in Verbindung zu bringen, aber es ist ja so, die Begriffe schließen sich nicht immer aus.

* * *

Jeder, der dieses Abgleiten auf einer schiefen Ebene mit Sorge beobachtet hat, wird auch mit schwerem Herzen der Bewegung für die Gleichberechtigung zugeesehen haben, die die Realisten nach langem zähem Kampf für ihre Schulen durchgesetzt haben. Man mag die Sache betrachten, wie man will, sie ist doch ein Sieg des Banausentums und der materialistischen Weltanschauung. Und trotzdem, als die Würfel endlich gefallen waren, seufzte man erleichtert auf. Es war wenigstens eine reinliche Scheidung ermöglicht. Die Realisten mögen jetzt zeigen, was sie vermögen, und die Universitäten, was sie aus den Leuten machen, die ihnen die Realanstalten vorbildeten, die Regierungen aber mögen sehen, wie sie es verhüten, daß sich neue Scharen von Amts- und Erwerbs-hungrigen zu Berufen drängen, die schon jetzt von mehr Anwärtern belagert werden, als sie zu beschäftigen imstande sind. Es macht einen seltsamen Eindruck, wenn man das Elend im Medizinerstand, die Ausnützung der Kraft der Jahre und Jahre auf frei werdende Ämter harrenden Jünger anderer akademisch gebildeter Berufe neben die Hoffnungen hält, die den Neuberechtigten leuchten werden. Das mag nun werden, wie es will; den Gymnasien ist jedenfalls die Möglichkeit geboten, ihre Tenne reinzufegen und aus der Zwitterstellung, in die sie hineingetrieben waren, wieder auf reinen und wirklich humanistischen Boden zu gelangen. Je energischer sie sich dazu entschließen, desto sicherer gehört ihnen die Zukunft; je höher sie sich ihr ideales Ziel stecken, desto stärker werden sie wieder an sich ziehn, was sich jetzt von ihnen löst. Denn es ist keine Frage, der ideale Sinn unsers Volks wird sich nicht auf die Dauer mit rein praktischen und materiellen Zielen und Bestrebungen zufrieden geben — wer weiß denn, ob uns nicht in dem großen Wettbewerb der Nationen auf dem Weltmarkt bittere Enttäuschungen bevorstehn? —; es wird sich nach den Zeiten zurücksehnen wie nach einem Paradies, wo noch die Mäusen sein einfacheres Leben reich machten und verschönten, und nicht der Göze Mammon alles beherrschte. Ich bin ganz sicher, daß die Realisten nur einen kurzen Triumph feiern werden. Sie werden es erleben, daß ihnen der Boden unter den Füßen wie Sand wegrinnt. Die Berechtigung ist für ihre Schulen eine Errungenschaft von zweifelhaftem Wert, die wohl nur klar machen wird, daß ihre bescheidenen Ziele ihr eine bescheidnere Stellung anweisen, als sie jetzt erobert zu haben glauben. Die Väter werden ihre Jungen erst recht auf das Gymnasium schicken, wenn sie wirklich höheres Streben haben, und das Gymnasium sich danach einrichtet.

Aber es muß sich eben auch wieder auf seine höhern Zwecke besinnen und entschlossen dafür einrichten, wenn es seinen alten Rang wieder erreichen will.

Grenzboten I 1901

Die Gelegenheit ist jetzt gegeben, und man hört ja, Gott sei Dank, daß energische Männer die Sache energisch in die Hand genommen haben und an den Stellen ihre Stütze finden, wo die Entscheidung liegt.

Das erste, was not thut, ist, daß dem Gymnasium wieder ein rein humanistisches Rückgrat gegeben wird. Dabei soll das Kind nicht mit dem Bade ausgeschüttet werden. Die realen Fächer sollen nicht mit Stumpf und Stiel weggeschnitten werden — denn das drängte ja alle Kräfte, die einen realen Beruf mit humanistischer Vorbildung erstreben, von ihm ab und in die Reihen der Realisten —, sondern es soll ihnen die Stelle zugewiesen werden, die ihnen an einer humanistischen Schule zukommt, sie sollen fakultativ werden. Die Sache ist sehr einfach. Während die humanistischen Fächer des Griechischen, des Lateinischen, des Deutschen und der Geschichte den Hauptlehrstoff für sämtliche Klassen abgeben und schließlich die einzigen Fächer für die Reifeprüfung werden sollen, bleiben die realen Fächer: Mathematik, Naturwissenschaften, Geographie und die neuen Sprachen Elementarfächer. Sie sind ja sämtlich Fächer, die in dem praktischen Leben der meisten Nichtfachleute nur eine geringe Rolle spielen, die sich jeder ohne Schwierigkeiten, soweit er ihrer bedarf oder soweit sie ihm Freude machen, auch außerhalb der Schule und nach ihr aneignen kann. Vor allem die modernen Sprachen! Können die überhaupt auf einer Schule und durch eine Schule gelehrt werden? Man rede nur einmal unsre Herren Richter, Pastoren, klassischen Philologen, Juristen usw. englisch oder französisch an, und man wird ergötzliche Wahrnehmungen machen. Sie haben alle nichts auf der Schule gelernt, und wer nicht durch das Leben dazu geführt worden ist, sich einer fremden Sprache bedienen zu können, der pflegt gemüthlich ohne sie auszukommen. Es ist auch gar nicht die Aufgabe einer klassischen Schule, moderne Sprachen zu lehren. Als formalistisches Unterrichtsmittel sind sie mehr als überflüssig, davon hat das Gymnasium reichlich genug an den beiden alten Sprachen. Und wozu braucht sie denn der Gebildete? Zum Sprechen? Wieviele kommen denn über die Grenze! Er braucht sie doch wohl nur dazu, daß er imstande ist, die Litteratur der modernen Völker im Original zu lesen. Das kann jedermann ohne Schule in kurzer Zeit lernen, und wer zu faul oder zu bequem dazu ist hinter der Schule, der bleibt eben nach dieser Seite ein ungebildeter Mensch und wird in den meisten Fällen nicht daran sterben. Übrigens pflegt der, der eine Sprache lesen kann, sie auch gewöhnlich bald schreiben zu können; wir Deutschen getrauen uns nur nicht, wenns nicht anders ist, ebenso schlecht französisch und englisch zu schreiben, wie unsre Nachbarn deutsch. Welche Verpflichtung hat denn ein Deutscher, in einer fremden Sprache ein feiner Stilist zu sein? Doch eine noch geringere als unsre klassischen Philologen, es in der deutschen zu sein. Denn wieviele klassische Philologen schreiben nicht im Deutschen ruhig Dinge, die sie im Lateinischen und Griechischen als eine klägliche Unbildung verachten würden! Und das Sprechen? Das bringen ja nicht einmal oder kaum die Töchter Schulen ihren Mädchen bei. Wer es nötig hat, eine fremde Sprache sprechen zu lernen, der kann es da thun — kann es eigentlich nur da thun —, wo man sie spricht.

Also weg mit dem gegenwärtigen Betriebe des Französischen von den Gymnasien — das Englische zu einem ernsthaften Unterrichtsgegenstand für das Gymnasium zu machen ist vollends überflüssig —, die Elemente genügen, und wenn das Französische seine Eigenschaft als eines Hauptfachs in den untern Klassen verliert, ist schon ein Teil der Überbürdung gefallen, über die Jungen und Lehrer beide seufzen.

Natürlich ist es etwas anders bei denen, die auf ein wissenschaftliches Studium der neuern Sprachen losgehn, und ebenso ist es mit der Mathematik und den angrenzenden Materien für die, die auf ein reales Fach losgehn und doch den humanistischen Untergrund nicht missen wollen. Da ist denn das Einfache, zu kompensieren, indem man fakultatives Studium zuläßt. Das eigentliche Vorarbeiten für wissenschaftliches Studium wird wohl erst in den beiden obern Klassen beginnen. Hier muß also eine Spaltung eintreten. Die Leute, die sich neben der eigentlichen humanistischen Schulung für einen realen Beruf auf einem der beiden realen Gebiete vorbereiten wollen, müssen die Gelegenheit dazu haben, aber von dem korrespondierenden Fach entbunden werden können. Die künftigen Mathematiker, Physiker, Ingenieure, Architekten usw. sollen den höhern entsprechenden Unterricht haben und werden von den modernen Sprachen ganz befreit; entsprechend werden die künftigen Neuphilologen von Mathematik und Naturwissenschaften entbunden. So werden sie vor Überbürdung behütet, können ihre Fachvorbildung und doch den vollen humanistischen Unterricht genießen. An Lehrkräften dafür kann es auch an kleinen Gymnasien nicht fehlen; sie sind ja schon überall vorhanden und würden künftig eben nur mit freiwilligen Schülern, also mit einer geringern Zahl als bisher zu thun haben.

Wie weit die realen Fächer in ihrem elementaren Umfang in die obern Klassen hinaufgeführt werden sollen, ohne daß sie die Kraft von den eigentlich humanistischen Fächern abziehen und zu Überbürdung führen, ist eine rein technische Frage, die sich mit Vernunft wird lösen lassen.

Schneidet man so die Zweige des Lehrstoffs zurück, so wird der eigentliche humanistische Kern des gymnasialen Unterrichts wieder kräftigeres Leben treiben — oder vielmehr, er kann es. Denn es gehört noch mehr dazu als ein vernünftiger Lehrplan, es gehört vor allem eine Lehrerschaft dazu, die den höhern Ansprüchen gewachsen ist, und es gehören Einrichtungen dazu, die eine fruchtbare Lehrthätigkeit möglich machen.

Eine Kritik des Gymnasiallehrerstandes soll hier nicht gegeben werden. Nur das sei ausgesprochen, daß das Brot, das gebacken wird, nicht besser sein kann, als das Mehl überhaupt ist, das unsre höhern und hohen Schulen liefern. Was sieben denn die Gymnasien selbst aus? Wo nur ein geistloser, rein formalistischer und mechanischer Unterricht herrscht, der ein materiell hochgespanntes, reglementarisch vorgeschriebnes Ziel mit äußerlichem Erfolg zu erreichen sucht, da ist nur ein „Material“ glücklich, dessen mechanische Gaben bis über die letzten Klippen ausreichen. Wie wenig aber mechanische Lernfähigkeit bei Kindern und jungen Leuten mit geistiger Begabung zusammen-

fällt, das zeigt ein Blick um uns. Die Begabung der Leute, die als die Sieger über den Lernstoff und als die Blüte wissenschaftlichen Unterrichts aus den Gymnasien hervorgegangen sind; hat sie doch in vielen Fällen nur dazu gebracht, ganz gewöhnliche Handwerker in ihrem Fach zu werden, die nichts kennen und nichts wissen als ihr Metier, ohne jeden höhern Flug, mögen sie von den Universitäten zu der oder der Wissenschaft gedrillt sein. Die wirklichen Talente gehn ja ihren Weg für sich, durch das Gymnasium und durch die Universität, oder neben beiden vorbei, wenn sie sich für den üblichen Trott als unqualifiziert erwiesen hatten. Aber wieviel wirkliches Talent, das den mechanischen Massendrill nicht aushält, wird vorzeitig abgedrängt und geht dem wissenschaftlichen Leben ganz verloren!

Mittelmäßigkeit und Banausentum spielen in den akademisch gebildeten Kreisen dieselbe Rolle, wie auf jedem andern Gesellschaftsgebiet, sie fallen hier nur noch schärfer in das Auge als anderswo, wo man schließlich nicht mehr verlangt, als vorhanden sein kann. Ihre Wurzeln müssen aber bis in das Gymnasium hinabreichen, das doch die Auslese getroffen hat. War nun aber das „Material“ wirklich so schlecht, daß es im spätern Leben bei so vielen nur einen so geringen Durchschnittsbildungsgrad ergeben mußte? Nein, es lag doch wohl daran, daß die Schule nur keinen Geist zu vergeben hatte und keinen zu wecken verstand. Müssen nicht die Fähigkeiten der Jugend verkümmern, wo ein gleichgiltiges und liebloses Handwerkertum verdrossenes Tagewerk übt?

Jeder, der mit der Schule und mit Schulmännern in Berührung kommt, weiß es, daß es ernste, in ihrem Beruf aufgehende, ihrem Amt mit Hingebung und Liebe dienende Männer giebt; aber er weiß es auch, daß niemand mit schwererem Herzen auf die vorhandenen Zustände sieht, als gerade diese für ihren Beruf begeisterten Männer. Wieviele geben sich denn überhaupt noch dem Lehrerberuf aus wirklichem innerm Drang hin? Die meisten thun es wohl nur, wie die meisten in den andern wissenschaftlichen Berufen, um gerade hier einen bescheiden Broterwerb für ihre bescheidne Fähigkeit zu suchen, einen Unterschlupf bei dem nährenden Staat. Ideales Streben ist wenig dabei. Arbeit ist notwendig zum Leben, also hackt man pädagogisches Holz, wenn gerade die Aussicht vorhanden gewesen war, daß sich hier auf diesem Gebiet Arbeitsgelegenheit bieten würde. Wäre nicht gerade bei den Theologen Überfüllung, kostete das Medizinstudium nicht so viel Geld, müßte man bei den Juristen nicht so endlos warten, hätte man sich gescheiter einem dieser Studien zuwenden können. Holzhacken ist es eben schließlich überall. Jedermann weiß, daß solche Erwägungen in neunzig Fällen von hundert den Ausschlag für die Ergreifung eines Berufs geben. Und die Väter lassen es sich ruhig gefallen.

Es ist ihnen gleichgiltig, wem sie ihre Zungen zur Erziehung übergeben. Bekümmern können sie sich ja um die nicht, denn in dem hastigen Erwerbsleben oder in der Knechtschaft des Amtes und des Dienstes haben die meisten mit sich selbst genug zu thun und für ihre Zungen keine Zeit. Leider! sagt jeder in dem Bewußtsein, daß ihm etwas Schönes verloren geht, und vielleicht auch, daß er eine heilige Pflicht verabsäumt. Aber kann er denn anders? Er

muß sich eben auf Schule und Staat verlassen. Freilich sieht er, daß die Karre doch nicht so zu laufen scheint, wie sie laufen sollte. Er erfährt es, was für Leute mit dem Unterricht seines Jungen betraut sind, er sieht, wie die Jugend unter einem wunderlichen und mechanischen Betrieb überlastet wird und ermattet, statt sich fröhlich zu entwickeln — dann schimpft er wohl über die Schulmeisterei im allgemeinen und über den Staat, der nicht richtig eingreift, sondern in vielen Fällen selbst weiter nichts ist als ein wirklicher geheimer Oberbanause. Weiter thut er nichts; er schließt die Augen, legt die Hände gott ergeben in den Schoß und läßt die Sache laufen, wie sie läuft. Was kann er denn thun?

Können wir Väter wirklich nichts thun? Ist es nicht unsre Pflicht, uns zusammenzuthun und gegen Zustände Sturm zu laufen, die nachgerade zum Himmel schreien? Ist es nicht unsre erste und höchste Pflicht, unsern Kindern, die die Träger unsers Volkstums werden sollen, die Wege so zu ebnen, daß sie sich fröhlich, frei und gesund entwickeln können, fähig zu selbständigem Handeln, fähig, den von den Voreltern ererbten geistigen Schatz in sich aufzunehmen und zu mehren? Haben wir nicht städtische Vertretungskörper, Landtag und Reichstag? Können wir nicht vor diesen und durch diese unsre Stimme erheben und das erzwingen, was not thut?

Ja, die haben wir freilich. Es ist auch gar keine Frage, daß sie ein offnes Ohr haben würden, denn die Stadtverordneten und die Abgeordneten wissen so gut wie wir, was faul ist; sie sind ja auch Väter und gehören zu uns. Auch die Regierungen werden hinter ihren allbekannten grünen Tischen wohlwollend das Haupt neigen. Sie wissen ja ganz genau, wie es gemacht werden kann. Sie werden das befreiende Wort sprechen, auf das wir mit Spannung harren, sie werden sagen: Thu Geld in deinen Beutel, Rodrigo!

Kein Lehrplan, und wenn er noch so vernünftig, praktisch und auf ideale Ziele zugeschnitten wäre, kann etwas wesentliches erreichen, wenn nicht Verhältnisse geschaffen werden, die seine Durchführung möglich machen. Klagt man jetzt über den mechanischen Betrieb und die Überbürdung der Schüler, so pflegt man zu übersehen, daß die Lehrer nicht minder überbürdet sind und zu einem mechanischen Betreiben ihres Unterrichts geradezu gezwungen werden. Die Klassen werden in den großstädtischen Schulen vollgepfropft, soweit sie sich vollpfropfen lassen — die Schulverwaltung hat ja zunächst das Interesse an der Wissenschaft, wie viel Schulgelderertrag erzielt wird, und Stadtvertretung wie Landtag sind gleichmäßig befriedigt, wenn der Allgemeinheit so geringe Lasten wie möglich aufgebürdet werden —; ist da ein individualisierender Unterricht möglich? Vierzig Jungen als Durchschnitt in einer Klasse, fünfundvierzig oder höchstens fünfzig Minuten Schulstunde, wieviel Zeit hat da der Lehrer für den Einzelnen in der Stunde, in der Woche, im Semester? Es ist ganz unmöglich, daß er zu einem persönlichen Verhältnis zu jedem einzelnen Schüler kommt, daß er verständnisvoll den Einzelnen zu fördern vermag; es ist ganz natürlich, daß ihm die Schülerschaft nur das „Material“ ist, das er so gut es geht dem vorgeschriebnen

Ziele zuzutreiben hat. Was dabei ausgleitet, strauchelt und stürzt, kann ihm gleichgiltig sein, wie es ihm gleichgiltig ist, wer das Ziel erreicht. Er arbeitet sein Pensum ab, dafür wird er bezahlt.

Klagt man jetzt über das auch in dem Lehrerstand einreißende Banausentum, so vergißt man, daß man dem Beruf eine Stellung bereitet hat, die ihn wenig verführerisch für strebende Geister macht. Die Söhne der akademischen Kreise wenden sich ja selbst zuletzt dem philologischen Studium zu, nur weil man „Lehrer“ werden muß. Es giebt eben kein Ziel mehr für den Lehrer, als die Jahre abzuzügen, die nach und nach zu den bescheidenen Gehaltsverbesserungen führen. Eine andre Veränderung giebt es nicht für ihn. Jahrein jahraus der gleichmäßige angestrengte Dienst, der die Nerven aufreibt und den Körper mürbe macht. Das Lehramt war auch früher nicht leicht, aber früher hatte man doch nicht diese Masse von Schülern vor sich, es war ein Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern vorhanden, bei dem man sich an der Jugend erfrischen konnte; man konnte sich auch freier bewegen bei der Erfüllung seiner Aufgabe. War der Gehalt auch bescheiden, so stand er doch in einem bessern Verhältnis zu der Durchschnittslebenshaltung der Gebildeten, vor allem aber: man konnte aus den engen Grenzen hinausstreben, sie waren für manchen auch der Durchgang zur akademischen Lehrthätigkeit, und jeder hatte den Ansporn zu wissenschaftlichem Weiterarbeiten. Das ist jetzt anders geworden, seitdem die Verwaltungen auf wissenschaftliches Arbeiten ihrer „Angestellten“ scheinbar sehen oder es gar verbieten, und seitdem sich die Universitäten durch eine hohe Scheidewand von den Schulen abgetrennt haben. Daß sie es thun, ist ganz verwunderlich, denn wo haben sie denn ihre natürlichen Wurzeln? Sind sie jetzt unangenehm überrascht davon, daß man sie auf andre pflropfen will, so mögen sie nur an ihre Brust klopfen; sie haben selbst geholfen, den Ast abzusägen, auf dem sie saßen, und wenn sie auch kein anderer Vorwurf träfe, als der, daß sie über der Maulwurfsarbeit des Spezialistentums vergessen hätten, Lehrkräfte zu erziehen, die im Stande sind, humanistisch zu wirken, und daß sie auf andern Gebieten fortwährend darüber gejammert hätten, daß das Gymnasium den Anforderungen ihrer Wissenschaften nicht genüge, bis es denn gekommen ist, daß ihnen wie der Frau im Märchen die Wurst an der Nase sitzt. Nun möchten sie sie sich freilich wieder wegwünschen. Ist es aber ein Wunder, daß der Lehrerstand unter solchen Verhältnissen allmählich sinkt? Daß sich mehr und mehr nur noch Leute um ihn bemühen, für die er eine Stufe über noch kleinere Verhältnisse hinauf ist, daß jeder, der es kann, vorzieht, sich den freieren und aussichtsreicheren Berufen der Juristen, der Mediziner, der Theologen usw. zuzuwenden? Ist es ein Wunder, daß ein Beruf, der auf keine Höhen führt, als auf die des Alters, die Spannkraft verliert und zu einem mechanischen Handwerksbetrieb wird, der seine Erholung nicht mehr in wissenschaftlicher Arbeit sucht, sondern bei Stat und Schafklopf; daß sich seine Jünger durch Schürzenstipendien wenigstens in eine etwas behaglichere Lebenslage zu setzen suchen und sich für die Öde der Woche durch den aus noch für den Doktor-titel empfänglichen Speißbürgerkreisen erheirateten Sonntagsbraten trösten?

Es ist gar kein Wunder, wenn so etwas geschieht. Wer hat aber die Hand geregt, zu verhindern, daß es soweit kommen konnte? Man schimpft wohl auf die Schulmeister, aber man läßt es zu, daß das höchste und das wichtigste Amt in Hände gleitet, die nicht berufen sind, es zu verwalten, zum Unsegen der Jugend, die doch unsre Hoffnung ist und unser Stolz werden soll. Und warum? Weil der städtische Haushalt und der Staatshaushalt sich ängstlich vor unnötigen Ausgaben hüten müssen. Denn kommen Stadt und Staat mit Steuerforderungen, dann halten wir empört die Taschen zu.

Es ist zu kläglich, daß man hierin den letzten Grund der unerfreulichen und gefährlichen Zustände erkennen muß. Es ist mehr als das, es ist eine Schande für unsre Gesellschaft. Sind denn unsre Kinder nicht unser Bestes, und ist es nicht unsre höchste Pflicht, dafür zu sorgen, daß sie in gesunden Schulzuständen aufwachsen, nicht als stumpfgedrilltes „Material“ aus der Schule hervorgehn, sondern als ein frohes Geschlecht mit erhobenem Haupt, erfüllt von idealem Schwung, gestählt für den Kampf des Lebens?

Soll das Gymnasium wieder imstande sein, die Jugend höhern Zielen entgegenzuführen, so müssen nicht nur die Lehrpläne beschnitten, auch die Schülerzahl muß verringert werden; keine Klasse darf mehr Schüler haben, als ein den einzelnen Schüler berücksichtigender Unterricht erlaubt. Also stelle man da, wo es nötig geworden ist, neben den einen vollgepfropften Kasten ein weiteres Gymnasium und ein drittes und gebe jedem einen vernünftigen Umfang. Das Schulgeld verdoppele und verdreifache man getrost für die, die humanistischen Unterricht haben wollen, und die ihn bezahlen können — wer einer Erleichterung bedarf, dem kann sie gewährt werden wie bisher —, und fordere das, was darüber nötig ist, von der Allgemeinheit der besser gestellten Klassen, denn der Allgemeinheit werden die Schüler dienen, die auf der Schule gebildet werden, und je sorgfältiger sie gebildet werden, desto bessere Dienste werden sie dem Staate, der Gesellschaft, dem Volke leisten. Das Geld, das die Väter opfern, wird ihren Kindern reiche Zinsen tragen und ihnen selbst das Bewußtsein geben: Ich habe meine Pflicht gethan.

Das Lehramt statte man so aus, daß es wieder ein begehrenswerter Beruf wird, und daß nicht nur Leute aus kleinen, dürftigen Verhältnissen heraus ihn ergreifen, die mit dem engsten Horizont in ihn eintreten und dann natürlich oft die schlimmsten Bedanten werden. Dazu gehört aber vor allem, daß den Lehrern auch wieder die Möglichkeit zum Vorwärtstommen gegeben wird. Das Anciennitätsprinzip muß durchbrochen werden, der Lehrer muß dahin gestellt werden, wo er seine Fähigkeiten am besten verwerten und seine Befriedigung finden kann, und es muß ihm Entlastung gewährt werden können für seine eigne wissenschaftliche Fortbildung. Den Direktoren aber muß ein größerer Einfluß auf die Lehrerwahl gegeben werden, als ihnen an Staatsanstalten gewöhnlich zusteht. Es muß aber auch die Möglichkeit geschaffen werden, Lehrer, deren Untauglichkeit sich herausstellt, aus dem Amt zu entfernen. In welcher Weise das geschehn kann, und ob den Direktoren allein die schwere Verantwortung für einen solchen Schritt zugemutet werden dürfte,

darüber haben die Berufenen zu entscheiden. Solche Forderungen werden auf zuständiger Seite erhoben, und sie werden durchgesetzt werden müssen. Die Möglichkeit des Vorwärtstommens erzeugt überall in den wissenschaftlichen Berufen auch wissenschaftliches Streben; nirgends wird der Durst danach größer sein als in den Lehrerkreisen selbst; der ganze Stand wird wieder auf eine andre Stufe gehoben werden, nach außen und nach innen, wenn ihm freier Weg gegeben wird. Übrigens sollten sich wohl auch noch andre Wege für ein Weiterstreben öffnen lassen als gerade auf dem engsten Fachgebiet. Man spottet ja längst darüber, daß die Juristen die Mädchen für alles sind auf den praktischen Gebieten, für die sie auf der Universität doch nicht das mindeste lernen; sie verstehen alles und machen alles und greifen jede Arbeit an. Zu manchem, was jetzt Domäne der Juristen ist, wird sich auch die allgemeine Bildung der Philologen eignen.

Den Männern, die jetzt ihre Kraft an die Befreiung und die Hebung des Gymnasiums setzen, wird es hoffentlich gelingen, daß alles in gute Wege geleitet wird. Aber sie haben große Hindernisse zu überwinden; im Innern in dem Schlendrian, der sich nicht stören lassen mag und mit allen Kräften gegenstemmen wird — da wird erst manches absterben müssen, was jetzt noch den Bakel schwingt; nach außen in den materiellen Schwierigkeiten und in der Zaghaftigkeit der Regimente, mit Forderungen an die Steuerzahler heranzutreten. Die Klassen, denen die höhern Schulen zunächst fruchten, können auch die Mittel aufbringen. Mit Leichtigkeit.

Pflicht ist es für jeden, der ein Herz für die Jugend und für die Zukunft unsers Volks hat, beizuspringen und mit allen Kräften zu helfen, wenn jetzt Hand angelegt wird, das Gymnasium zu heben. Man giebt sich mit so unendlich viel überflüssigem Vereinswesen ab. Hier ist einmal ein vernünftiger Zweck. Die Väter und die Jugendfreunde, die Vertreter einer humanistischen Lebensanschauung, sie sollten zusammentreten zu Vereinen zur Förderung des Gymnasialwesens.



Alte und neue Romantik



edenkfeiern pflegen nicht nur Menschen zu angenehmen Festen zu versammeln, sie lenken bisweilen auch ihre Gedanken zurück in die Vergangenheit, und dann entstehen leichte Festschriften oder auch gehaltvollere Arbeiten über längst Vergessenes; wenn sichs aber um das Andenken von Dichtern handelt und dieses mit einiger Stärke auf das zeitgenössische Dichten reflektiert, so bekommen wir außerdem noch eine Dichtung, die dem einen dies, dem andern das bedeuten wird, und die wir auch wohl einmal als Jubiläumslitteratur ansehen dürfen. Wäre nicht nach 1870 der junge Goethe wieder wissenschaftlich erforscht und